

KULTUR & MEDIEN

Leipzig macht es Hamburg vor: Die blühenden Kreativ-Landschaften in der Spinnerei



Christine Ebeling und Mark Matthes in der Halle 7, die als Atelierfläche für Hamburger Gängeviertel-Künstler im Gespräch ist.

Was Hamburg für den Umgang mit Kunst und Künstlern lernen kann, zeigt ein Besuch in der weltbekanntesten Leipziger Spinnerei. Eine Reportage von Joachim Mischke, Matthias Rebaschus (Text) und Roland Magunia (Fotos).

für eine freie Mietfläche an. Lybke glüht vor und genießt den Trubel. „In Leipzig kannst du jeden Morgen aufs Neue entscheiden, was du sein willst.“ Heute will Lybke, der Galerist des Neuleipziger-Schule-Stars Neo Rauch, vor allem wichtig sein. Natürlich singt er das Hohelied auf seine Heimatstadt, schwärmt von Tradition, serviert Leipziger Allerlei – diverse Gemüse, einzeln gekocht und danach in den Kollektiv-Topf – als Mentalitäts-Metapher. Die Formulierung mit dem undurchdringlichen Gestrüpp stammt von ihm, aber auch dieses: „Man ist hier mit den Künstlern schon immer sehr konkret umgegangen.“ Bach beispielsweise. 27 Jahre lang hat der jeden Sonntag eine Kantate abgeleert. „Der Künstler ist da, dem gibt man was, dann gibt er einem was zurück.“ Das mit dem Geben und dem Nehmen ist wichtig hier. Zu den für Hamburger Verhältnisse paradisiisch niedrigen Atelier-Mieten, die sich seit Jahren kaum erhöht haben, meint Lybke: „In Hamburg wäre es nicht bei 3,50 für den Quadratmeter geblieben. Die sind hier alle sehr entspannt. 3,50 – und gut ist. Man ist ja Realist.“

KOMM IN DIE GÄNGE

Einige sind aber auch Profis. Neben Lybkes Galerie präsentiert Hilario Galgura den Bilderzyklus „Dark Trees“ von Damien Hirst, der sich mit Tod und Vergänglichkeit auseinandersetzt. Von dem Damien Hirst, dem Kunst-Superstar mit Rekordpreisen, sind sie auf ihr Erfolgsmodell, das seit 2004 in 13 Leipziger Häusern mit 200 Nutzern umgesetzt wird. „Wir wollen die Idee in die Welt tragen.“ Wer als „Wächter“ in ein Haus geht, zahlt einen geringen Betrag an den Verein, Wasser, Strom und die Kohle für den Eisenofen. „Sont keine Kosten“, fragt Christine Ebeling. Nein, Dann bringt sie die Sprache auf die „städtischen Liegenschaften“. Gute Frage. „Man sollte es nicht glauben“, legt Vereinschef Mothes los. „es waren schwere, schwere vier erste Jahre, bevor es uns gelungen ist, zu Verträgen mit der Stadt zu kommen.“ Erst die Erfolge mit privaten Eigentümern hätten ein Umdenken bewirkt. Und: „Als die Stadt merkte,

welchen Aufmerksamkeitswert die Wächterhäuser erreichten, kopierten. Und draußen gibt es noch den Hinweis für den Rückweg, dass das Herz im Schneewirklich für den Besuch aus Hamburg gemacht ist. Wenn man aus einer Millionenstadt im Westen anreist, in der



Stilleben mit Kleinkindern: Peter Kühn (1) in der LIA-Galerie vor einem Bild von Christine Bergmann.



Bertram Schultze, Geschäftsführer der Leipziger Spinnerei: Mehr als eine halbe Million Euro müsste sich auch Künstler leisten wollen.“



Ute Volz, Geschäftsführerin der Halle 14, die ein „nicht kommerzieller Möglichkeitsraum“ ist.



Leipziger Baubürgermeister Martin zur Nedden hat den Hamburger Gängeviertel-Künstlern im September angeboten, nach Leipzig zu kommen.

EINE HELDENSTADT MIT PROBLEMEN

Selbst Hamburg, die schon wenige Meter außerhalb der Stadtgrenzen von heftigen Heimweh angefallen werden, stellen fest: Leipzig ist eine wirklich schöne Stadt. Die Straßen, selbst wenn sie grau und rottig sind, haben Gesicht, zeugen von Stolz und städtischem Sinn für ein Miteinander, häufig noch ohne von blinkender Werbung überzogen zu sein; der Stadt fehlt diese Art von Banalität gekuschelter Städte. Das lässt sich genießen. Da möchte man die Daumen drücken, dass der große Bestand an Architektur aus der Gründerzeit, der Jahrhundertwende und aus der Weimarer Republik nicht dem Verfall zum Opfer fällt. Den großen Unterschied zu Hamburg zeigt die Zahl von 43 000 leer stehenden Wohnungen. Mit der „integrierten Stadterweiterung“ zu der die „Wächterhäuser“ (siehe unten) gehören, begegnet die Stadt dem Problem. Mehr als eine halbe Million Euro müsste man die bevölkerungsreichste Stadt in Sachsen heute wieder, nachdem in der Nachwendzeit die Zahl dramatisch sank.

Die Erinnerungen an die „Heldenstadt“, mit den Montagsdemonstrationen 1989, als der Mut der Leipziger und ihr Symbol Nikolai-Kirche entscheidend die Wende beeinflusste, wird vom Stadtmarketing als „Leipziger Freiheit“ gepflegt. Ebenso die Attribute: Gewandhausorchester, das Wirken von Johann Sebastian Bach und Felix Mendelssohn Bartholdy, Buchmesse und der Messestandort. Doch für viele Bewohner Leipzigs bedeutet die Stadt nicht unbedingt nur Genuss. Dauerarbeitslosigkeit ist fester Bestandteil mit gut 16 Prozent; jeder fünfte Leipziger unter 65 Jahren war 2008 auf Hartz-IV-Leistungen angewiesen. Mehr als 18 000 Kinder unter 15 Jahren erhielten 2009 Sozialhilfe. 16 000 Haushalte werden bezuschusst, trotz Beschäftigung. Millionen gebe es in der Stadt nicht, hat die Stadt festgestellt. Die „New York Times“ hat Leipzig den zehnten Platz der „31 Places to Go in 2010“ gegeben. (Hamburg ist nicht erwähnt.) Eine Goldmedaille verlieh der Bundesbauminister für das historische Waldstraßenviertel mit 626 Denkmälern (aus 95 Gebäuden). Warum man 2010 in Leipzig wohnen muss, begründet die „New York Times“ auch mit der Neo-Rauch-Petrospektive im Museum der Bildenden Künste (von April an), der Spinnerei und dem Diskussions- und Musik-Festival „PopUp“ (Mai).

„SONE UND SOLSCHE“ AN DER ELBE

„Bewahren Sie den Überblick“, heißt es beim Start des Hamburg-Portals im Internet. Das ist schwierig, denn es gibt in dieser Bürgerstadt nicht nur die Aufteilung in „sone und solsche“. Es gibt auch die Aufteilung in links (schickes) und rechtes (traditionelles) Alsterufer, in Nord- und Süd-Hamburg, dessen unteren Teil man nur mit einem Sprung über die Elbe erreichen könne. Wenn eine Stadt einen ihrer wesentlichen Teile nur im Sprung erreichen kann, dann stimmt etwas nicht. Womöglich mit der Geografie und dem Selbstverständnis. Wenn man im Hamburg-Portal die Historie sucht, findet man sie unter ferner liefen. Marketing und Events liefern den roten Faden einer als problemfrei dargestellten Zone. All das, was der Hamburger als „Eingemachtes“ bezeichnet, gibt es in der offiziellen Hamburg-Gastellung nicht. Armut zum Beispiel. So lebt auf der Veddel jeder Dritte (29,7 Prozent) von staatlichen Leistungen, 13 Prozent der Gesamtbevölkerung Hamburgs lebte 2008 von Hartz IV. Jedes vierte Kind (26 Prozent) im Alter bis sechs Jahre ist auf staatliche Hilfe angewiesen. Bundesweit sind das nur 17 Prozent. Und St. Pauli, dessen Reeperbahn im Hamburg-Portal besungen wird, gehört zu den armen Stadtteilen. Die Überschrift „Hamburg ist reich“ reicht nicht. Der Hamburger hatte 2008 mit 32 505 statistischen Euro das höchste Einkommen – doch hier fehlt der differenzierende Blick auf „sone und solche“. Der Nienstädter verdiente 150 000 Euro im Jahreschnitt, der Veddelner nur 17 000 Euro. Offiziell will in Hamburg keiner von Wohnungsnott reden, doch jährlich fehlen bis zu 6000 neue Wohnungen (Bürgermeister die von Busst). Gebaut werden jährlich nur um 2000 Wohnungen (2008 waren es 3474). So mag man Zahlen verstehen, die einem absurd vorkommen: Wer in Hamburg ein Gebäude abreißen und so aufbaut, wie es war, zahlt mindestens 800 bis 1000 Euro pro Quadratmeter. In Leipzig werden Umgarer mit der Substanz, das gefällt den Künstlern aus „dem Viertel“. Ebeling: „Man merkt, dass man sich hier Zeit nehmen kann.“

„Besonders die Patina der Spinnerei hat es Christine Ebeling, der Sprecherin des Gängeviertels, angetan. Sie besucht mit dem Gängeviertel-Künstler Mark Matthes den „Rundgang“. Wenig Veränderung und ein subtiler Umgang mit der Substanz, das gefällt den Künstlern aus „dem Viertel“. Ebeling: „Man merkt, dass man sich hier Zeit nehmen kann.“

„Direkt vor seiner Galerie „Eigen + Art“ hält Gerd Harry Lybke, Spitzname Judy. Hof. Der Oberbürgermeister hat sich schon per SMS angekündigt. Die Entscheidungswegs sind kurz; im Vorbeigehen meldet sich ein Geschäftsmann bei Schultze als Interessent



Der Galerist Gerd Harry Lybke (l) und der Maler Akos Birkas in Lybkes Spinnerei-Galerie Eigen + Art.

Für die Leipziger ist es schon fast „wie immer“ – für Besucher ist es eine faszinierende Welt, in der historische Gebäude von Künstlern und anderen Nutzern neu belebt und zu Erfolgsmodellen werden



SO FUNKTIONIERT DIE SPINNEREI
Unter der Überschrift „The hottest Place on Earth“ beschreibt der britische „Guardian“ 2007 die „Spinner“ in Leipzig. Rauch, sanierturfrei und heruntergekommen wäre der Ort, an dem die Künstler ihre Werke für Millionen verkaufen. Heute ist er längst zur Inszenierung und zur Touristen-Attraktion geworden. Auf dem zehn Hektar großen Gelände von Europas ehemals größter Baumwollspinnerei finden sich in den

125 Jahre alten Backsteinbauten etwa 100 Künstlerateliers, elf Galerien, Werkstätten, Geschäfte, ein Tanz- und Chirographiezentrum, eine Theaterspielstätte und mehr. Und es ist immer noch viel Platz frei – abschätzig, damit die Betreiber kreative Spielräume haben. Bekanntester Künstler ist Neo Rauch, der dort zu Ruhm gelangte und immer noch arbeitet. Professionell, heimelig und selbstbewusst präsentiert sich die

Spinnerei. „Nix Krise, Kunst!“ So beschreibt die „Leipziger Volkszeitung“ das Befinden – und dass eigentlich alles wie immer ist: 4000 Besucher beim letzten „Winterundgang“, das sei eben nur „eine der besten Ergebnisse“, so Geschäftsführer Bertram Schultze. Wichtiger seien die Interessenten aus Puerto Rico, Australien und Tokio. Der nächste Rundgang findet am 1./2. Mai statt. Mehr: www.spinnerei.de

Blick vom Dach auf die Backsteingebäude der Spinnerei (Foto oben) im winterlich verschneiten Leipzig. In den 125 Jahre alten Gebäuden warten noch große Hallen (Foto links) auf neue Nutzungen. Die Substanz der Häuser ist vielfach gut, weil Mauern und Decken zum Teil mehr als meterdick sind.

In liebevoller Schreibrift kennzeichnete einst die „Brigade D“ ihren Arbeitsbereich an der Tür (Foto links) der „Abteilung 33“. Für die Besucher des „Winterundgangs“ wurden Feuerfontänen am Eingang der Spinnerei aufgestellt. Dazu gab es Grillwurst und Helgbrötchen in einer Bar auf Schneebänken.

Im Leipziger stehen 43 000 Wohnungen leer. Viele schöne und stadtteilprägende Gebäude verfallen, weil sie kaum in Stand gehalten wurden, an lauten Straßen liegen und für eine klassische Instandsetzung kaum infrage kommen.

SO FUNKTIONIEREN WÄCHTERHÄUSER IN LEIPZIG

Seit Oktober 2004 kümmert sich der örtliche Verein HausHalten um die Gebäude, die zu „Wächterhäusern“ werden. Die Strategie: Vereine, Künstler und Existenzrentner erhalten „viel Raum für wenig Geld“. Sie beleben die

Häuser und schützen sie. Die Wächter zahlen die Betriebskosten und einen Förderbeitrag an den Verein. Der Beitrag liegt für eine 100-Quadratmeter-Wohnung bei 100 Euro im Monat. Mehr als 200 Nutzer bewachen heute 13 Häuser. 1000 Menschen ziehen auf der Warteliste zukünftiger Wächter. Jeder kann sich bewerben. Die Häuser arbeiten selbstständig in einem Netzwerk von Kreativität und werden vom Verein HausHalten, der mittlerweile vom Bundesbauministerium gefördert wird, beraten. Ziel des Vereins ist die Belebung von Stadtteilen und die Entwicklung des Wohnungsmarktes. „Wir wollen nicht unendlich groß werden, nur Beispiele geben“, sagt Vereinschef Fritz Mothes. Ein erstes Haus soll jetzt an die Wächter verkauft werden: Preis zwischen 50 und 100 Euro pro Quadratmeter. Der Preis eines vergleichbaren Hauses in Ottensen würde bei 2000 Euro pro Quadratmeter betragen. Mehr: www.haushalten.org